Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Offenburger Tageblatt. [Offenburg-Stadt]. 1950-1952 1951

20 (26.5.1951) Heimatbeilage zum Wochendende

Visual Library

Das Glück von Gaggenberg / Roman von PAUL ICKES

35. Fortsetzung

Emil Röt hatte schweren Herzens den Entschluß gefaßt, seinen ehrgeizigen Plan, Appeldorn zu Fall zu bringen, aufzugeben und sich mit dem Bürgermeister zu vergleichen. So stand er jetzt in der Bäckerstube und hielt einen Vortrag über die Aufsässigkeit des suspendierten Polizeisergeanten, der sich nicht gescheut hatte, auf Dinge anzuspielen, die ja nun allerdings tatsächlich vorgekommen waren. Philipp Appeldorn hob die Augenbrauen —; er war darauf gefaßt, daß man über ihn und Griselda sprechen könnte. Aber Emil Röt steuerte nicht auf Griselda los, er hatte eigene Verfehlungen zu beichten. Kleinigkeiten, die nur geschehen waren, um die Alteingesessenen und ihren Ruf zu schützen, den Ruf des Neukircher zum Beispiel, der mit einem Wechsel Schwierigkeiten gehabt hatte, den Ruf des Ehrenstetten, der ein paar Jugendsünden ehrlich bereute, und dann... auch die Sache mit dem Volksbildungsmann Schutter, der zu Dr. Kremlin gegangen war. — Appeldorn sah die Situation für recht bedenklich an. „Und du, Röt", sagte er, „du bist in der Stadt herumgelaufen und hast gegen mich gestänkert? Du, der du soviel auf dem Kerbholz hast? und warum? Bloß weil du in dieser verwünschten Mordsache deinen eigenen Kopf haben mußtest? Der ganze Mord kommt mir schon oben heraus." — „Ordnung muß sein, Philipp", warf Röt kleinlaut ein. — „Der Knoll hat sich natürlich hinter Zeller gesteckt", spann Appeldorn den Faden weiter; „Zeller ist auch so ein Zugereister, so ein Unruhbold. Knoll verriet uns an einen Zugereisten, das ist es, was mich jetzt wurmt." — „Philipp", versicherte Emil Röt, „ich steh' ganz auf deiner Seite. Wir müssen aber Zeller versöhnen." — „Und du bist nicht mehr mein Gegenkandidat?" vergewisserte sich der Bäckermeister. „Du agitierst nicht mehr gegen mich?" — „Das schwöre ich dir", antwortete der Ratschreiber und hob zwei Finger. — „Ist gut", brummte Appeldorn. „Laß mich jetzt allein, der Teig muß noch einmal durchgearbeitet werden." — Röt ging; es würde dem Bürgermeister schon glücken, Eusebius Zeller verträglich zu stimmen. Sie hatten doch beide solange am Stammtisch in der „Krone" zusammengesessen. Zeller war kein Unmensch. Es war lächerlich, daß die Honoratioren sich in die Haare bekommen hatten, so daß der Stammtisch, wie man hörte, jetzt nur noch von drei, vier Unentwegten hochgehalten wurde...

Philipp Appeldorn legte sich, während er den Teig knetete und wieder knetete, alle seine Argumente zurecht; er wollte die Ruhe bewahren. Aber schließlich war er trotz allem der Bürgermeister und hatte an das Schicksal aller zu denken. An Haltung durfte auch er es nicht fehlen lassen. Mit diesem klaren Plan machte er sich am Vormittag auf den Weg, um Eusebius aufzusuchen. Die Besorgerin war noch im Zeller'schen Hause, sie öffnete die Tür. „Ach, Philipp", sagte die Alte, „willst du zu mir?" — „Red' keinen Unsinn", antwortete der Bürgermeister irritiert, „ist der Herr Zeller da?" — „Er hat Besuch", sagte die Besorgerin, „aber ich werd's ihm sagen. Amtlich, ja?" „Selbstverständlich, amtlich", nickte Appeldorn und stäubte seinen dunklen Anzug ab, der nie ganz ohne Mehlspuren war. Dann durfte er eintreten. „Du bist allein?" fragte er Eusebius. — „Fast", nickte der und deutete auf einen Stuhl. „Was verschafft mir die Ehre, Bürgermeister?" — Appeldorn schüttelte alle Unbehaglichkeit von sich ab, er wollte keine Winkelzüge machen. Es seien, so erklärte er, mancherlei Gerüchte in Umlauf, Gerüchte von Quertreibereien, von angeblichen Unregelmäßigkeiten im Rathaus, von Gegnerschaft gegen gewisse Bürger... „Höre mal, Philipp", unterbrach Eusebius ihn, „vielleicht sind es nur Gerüchte, vielleicht aber auch Tatsachen. Wenn du ins Rathaus gehst bist du keine Privatperson mehr. Da mußt du eben etwas leiser auftreten." — „Aber Mißwirtschaft", begehrte Appeldorn auf. „Was weißt denn du, Zeller, was ich für Projekte habe, um Gaggenberg schön zu machen. Der Graf Heinrich-Brunnen muß aufgearbeitet werden, die Gaggebrücke, habe ich mir gesagt, soll ein neues Geländer kriegen, für Fremde soll der Grundstückskauf verboten werden..." — „Wundervoll", lachte Eusebius laut auf, „das kann Gaggenberg helfen. „Ich hätte doch auch noch Pläne, und nicht nur ich... Da ist Fräulein Kroner aus Wiesbaden beim Herrn Walz zu Besuch, die will sich hier niederlassen und hat nicht minder Projekte..." — „Mumpitz", lehnte Appeldorn ab, „wir brauchen die anderen nicht; wir wissen selbst, was wir nötig haben. Und dann diese Dame aus Wiesbaden... Sie ist noch nicht einmal gemeldet... Warten wir doch ab, was das Gericht Herrn Walz beweisen wird. Mord ist Mord, Zeller, und für die Ordnung bin ich verantwortlich." — „Auch für die Unordnung", nickte Eusebius, — „Das ist es ja", fuhr Appeldorn auf, „du hast dich mit einem ungetreuen; unzuverlässigen Beamten zusammengetan, du hältst ihn über Wasser, du unterstützt die Rebellion..." — In diesem Augenblick öffnet sich die Tür, die zum Hinterzimmer führte; der Bürgermeister hatte nicht darauf geachtet, daß sie nur angelehnt gewesen war. „Was sagst du?" fragte Peter Knoll, der hoch aufgerichtet im Türrahmen stand. Appeldorn fuhr auf dem Sitz herum. „Was sagst du? Ich bin unzuverlässig, ich bin ungetreu? Bäcker, wiederhole das, und ich lang' dir eine." — „Knoll!" rief Appeldorn und sprang auf. Die Schlagader in der Schläfe schwoll blau an. „Das hat mir noch keiner gesagt. Ich bin... ich bin dein Chef bin ich..." — Peter Knoll war ganz ruhig; er kam sehr langsam näher. „Ein Quarkkäse bist du", sagte er aus seiner dunklen Höhe herab. „Bis jetzt habe ich bloß mit dem Ratschreiber abgerechnet, aber wenn du willst, kann ich auch mit dir abrechnen." — „Phh, du!" Appeldorn versuchte, verächtlich zu lachen. „Du! Wenn ich in die „Linde" gehe, habe ich da zu tun, verstehst du? Zu tun habe ich da." — Knoll machte eine abschätzige Kopfbewegung. „Wer denkt denn an Griselda", sagte er, „ich habe ganz andere Sachen im Kopf. Aber ich behalte sie für mich; Herr Zeller will sie gar nicht wissen. Ich habe da einmal nachts auf der Runde einen Wagen voller Mehlsäcke gesehen, Appeldorn..." — „Unsinn", fuhr der Bäckermeister dazwischen, „du schläfst ja am hellichten Tage." — „Ha", sagte Peter Knoll. Er stand nun dicht vor dem Bürgermeister; ein Handgemenge schien unvermeidlich. Aber beide Gegner ließen die Arme lustlos hängen. „Ha, ich schlafe, — aber ich höre, Appeldorn. Ich petze bloß nicht. Auch jetzt nicht. Ich weiß drei, vier Dinge, die dir das Genick brechen. Und du redest von Ordnung? Wir pfeifen auf dein Denkmal, Appeldorn, wir pfeifen auf dein Brückengeländer. Gaggenberg braucht etwas ganz anderes." — „Der Mord muß aufgeklärt werden, bemerkte der Bürgermeister abrupt, als wollte er zu einem weniger peinlichen Problem ablenken. — „Der wird aufgeklärt", sagte Peter Knoll, „aber ohne dich, Bäcker. Wenn du morgen nicht etwas Schreckliches erleben willst, gehst du jetzt auf das Rathaus und erklärst deinen Rücktritt, verstehst du?" — „Du bist übergeschnappt, Knoll." — „Du erklärst deinen Rücktritt", wiederholte Peter Knoll mit Entschiedenheit. Und plötzlich wechselte er den rauhen Ton in ein sanftes Säuseln. „Denk' an die Ursula, an dein Kind", flüsterte er beinahe, „soll das arme Kind sich schämen, wenn es bekannt wird, daß der große Bürgermeister Appeldorn eigentlich ein Gauner war? Das Mehl wurde in der Nacht abgeladen, Philipp Appeldorn, auf deinem Hof. In der Nacht auf Sonntag, der Geselle war weggeschickt worden. Soll ich auch noch die anderen Geschichten erzählen..." — „Du hinterhältiger Hund, du!" knirschte Appeldorn. — „Ich weiß, Bäcker, daß immer ich hinterhältig und gemein bin." — „Ich trete nicht zurück", begehrte der Bürgermeister auf. „Ich kann Rechnungen vorlegen..." — „Steh' du vor Gericht und lege Rechnungen vor", höhnte Peter Knoll, „man glaubt dir jede Rechnung, ja?" — „Zeller", wandte Appeldorn sich an Eusebius, „geben Sie doch zu, daß Sie mich weghaben wollen..." — „Ha", spottete Knoll, „jetzt sagt er Sie zu Ihnen." — „Machen wir es kurz", bat Eusebius, „Sie haben mich gefragt, ob ich Sie weghaben will, Bürgermeister. Ich will gar nichts." — „Doch willst du!" widersprach Appeldorn. — Eusebius mußte lächeln. „Hör doch, Philipp", sagte er freundlich, „ich will gar nichts. Ich will zugeben, daß du dich, nach meiner Ansicht, nicht ganz glücklich benommen hast —" — „Wann denn?" wollte Appeldorn wissen. — „In der Sache Walz", antwortete Eusebius geduldig. „Und in der Sache Eschach wohl auch nicht. Aber das magst du selber ausbaden." — „Du hast dich über mich beim Landrat beschwert!" warf der Bürgermeister wieder ein. — „Ich habe einen Brief geschrieben, ja", gab Eusebius zu. „Aber da du ja im Recht bist, hast du keinen Brief zu fürchten. Du hast überhaupt nichts zu fürchten, wenn du im Recht bist." — „Ha!" machte Peter Knoll. — „Ich trete nicht zurück!" schnaubte Appeldorn noch einmal. — „Denke an dein Kind, Bäcker", erinnerte Knoll. — „Appeldorn", sagte Eusebius, dem der Auftritt peinlich wurde, „du hast etwas gegen die Zugereisten, auch gegen mich, ich weiß das. An allem sind die Neuen schuld. Dabei habe ich von euch Alten noch keinen einzigen guten Einfall gehört, wie man Gaggenberg helfen könnte." — „Gaggenberg helfen?" fragte der Bürgermeister erstaunt. „Red' ich nicht vom Denkmal und von der Grundstücksperre —?" — Eusebius lächelte müde: „Nach allem was ich gehört habe", fuhr er unberührt fort, „sind alle Unregelmäßigkeiten, die zum Beispiel der Ratschreiber begangen und gedeckt hat, von euch Alten verübt worden." — „Und der Mord?" — „Philipp", antwortete Eusebius bekümmert, „nimm mir's nicht übel, aber du bist vernagelt. Und ein so vernagelter Kerl wie du gehört wirklich nicht ins Rathaus. Backe deine Semmeln und Brezeln und Brote..." — „Aha", biß Appeldorn um sich, „eine Verschwörung, ganz wie der Ratschreiber sagte. Aber ich wanke nicht, ich wanke und ich weiche nicht. Ich bin gewählt." — „Philipp", sagte Eusebius noch einmal, wenn du eine Krankheit vorschützen würdest, so wäre dein Abgang ehrenvoll, keiner würde etwas von unserer Unterhaltung erfahren. Dr. Kremlin bescheinigt dir gerne, daß du... daß du nervös bist. Oder sonstwas, ist ja egal, was". — „Mach' das", mischte sich auch Peter Knoll wieder ein, „sonst, so wahr ich hier stehe, Bäcker, ich bringe dich unter die Leute, das tu ich. Nicht weil du mich kujoniert hast, seitdem du den Vogel gekriegt hast, sondern weil du gemein bist". — „Du bist suspendiert!" fauchte Appeldorn. — „Dummer Junge", antwortete Knoll, steckte die Hände in die Hosentaschen und wandte ihm den Rücken zu. Langsam ging er aus dem Zimmer und schloß die Tür hinter sich.

Fortsetzung folgt.

Zwischen Rhein und Schwarzwald

Heimatbeilage zum Wochenende

2. JAHRGANG — 26. Mai 1951 — Nummer 20

OTTO ERNST SUTTER

Volksfest nach alemannischem Brauch

Eine Schäppeleträgerin aus dem Schwarzwald

Aufnahme: Dietmeier

Das war im malerischen Mösbach, herrlich in das Meer seiner Obstbäume gebettet, das „Alemannische Volksliederfest", wie es anläßlich des 60jährigen Bestehens vom Gesangverein „Eintracht" gefeiert wurde. Wäre ein Preis für geglückte Volksfeste, die Sendung u. Wesen solcher Veranstaltungen in vollkommenster Haltung bezeugen, ausgeschrieben, so würde er fraglos mit gutem Gewissen dem munteren, gepflegt anmutenden Dorf im Hinterland von Renchen und Achern zuerkannt werden dürfen. Es hätte diese Palme voll verdient.

Echte, gemütvolle Besinnlichkeit und ebenso echter, behaglicher Humor standen Pate. Und beide hielten sich so selbstverständlich die Waage, wie sie es in der alemannischen Seele, und im Leben der Alemannen zu tun pflegen. Man dachte, während der flüssig, klar geordnete und gruppierte vorüberziehende Zug mit über 25 Wagen Aug und Herz aufs stärkste beschäftigte, immer wieder an Johann Peter Hebel, aber auch etwa an Ludwig Uhland.

Der Chronist ruft sich einige Gruppen ins Gedächtnis. Da gab es einen Wagen „In der Heimat ist es schön . . .", auf dem man einen Teil des Dorfes Mösbach entzückend in Modellform dargestellt hatte. Wie poetisch berührte die Szene „Droben stehet die Kapelle . . "! Die „Loreley" kämmte, von liebenswerter Versonnenheit umfangen, ihr goldenes Haar. Die „Schwarzwälder Nationalhymme": „O Schwarzwald, o Heimat . . ." wurde illustriert durch die liebevolle Nachbildung eines mächtigen mittelbadischen Schwarzwaldhofes mit allem, was dazu gehört. Reizvoll auch die Versinnbildlichung des Liedes: „Der Mond ist aufgegangen . . .". Stürme des Beifalls erweckte der kleine, fröhlich singende Junge, der „Hänschen klein . . ." symbolisierte. Und wie dichterisch empfunden war die Apostrophierung des Liedes „Summ, summ, Bienchen . . .". Nennen wir noch „Es wollt ein Jägerlein jagen . . .". Und herzhaft belacht ward die Schlußgruppe „Uf de schwäbische Eisebahne . . ." bei der natürlich auch der Bock nicht fehlte, der hinten angebunden war . . . .

Hier war ein Volksfest zugerüstet worden, ganz und gar aus ungekünsteltem Volksempfinden herausgewachsen. Es gab sicher im Dorf niemand, der nicht freudig mitgemacht hätte. Es ließ sich leicht erkennen, daß alle die vielen, vielen Mitwirkenden von der gleichen unpathetischen, untheatralischen, dafür aber umso natürlicheren Begeisterung erfüllt waren. Und wieviel Phantasie, Gestaltungsfreude, vor allem aber auch Hingabe an die Ausarbeitung der Ideen der einzelnen Wagen offenbarten sich da. Sie waren wohl im gleichen Maße und im gleich spürbaren Zusammenklang wohl kaum je auf einem Volksfest der Nachkriegszeit zu verzeichnen. Man darf beherzt von wirklicher Volkskunst sprechen, die sich im Austüfteln und Schmücken der Wagen in bester Form präsentierte. Und

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Baden-Württemberg

immer wieder taten beschwingte Heiterkeit und göttlicher Schalk das ihre, die nach vielen Tausenden zählenden Zuschauer zu erfreuen.

Eines, so will dem Chronist scheinen, sicherte diesem alemannischen Volksliederfest seine besondere überzeugende Note. Es hatten nicht viele Köche den Brei gerührt. Dafür aber hatte einer aus klarer Sicht und seltenem Gefühlsreichtum das Fest gestaltet, und alle hatten sich ihm untergeordnet: Es ist der Hauptlehrer Joseph Fahrländer. Der Bund „Heimat und Volksleben" sollte sich ungesäumt die Mitarbeit dieses prächtigen, schöpferischen Mannes, dieses Meisters in Formen volksverbundener und volkserfüllter Veranstaltungen sichern. Auch seine Festansprache hatte Stil. Der Festakt mit Chören und Tänzen war gestaltet. Kurz, man konnte aus einem völlig unkonventionellen Dankgefühl heraus dem spiritus rector des Festes, aber auch den Bürgermeister von Mösbach die Hand schütteln. Soviele Feste der Chronist auch schon erlebt, zum Teil mitvorbereiten und durchführen half, das alemannische Volksliederfest in Mösbach wurde zum stärksten der Eindrücke, die er während vieler, vieler Jahre von einem Bekenntnis bodenständigen Gemeinwesens zu sich selbst, zu seiner Landschaft und Stammesschaft empfing.

Die Dichterin vom Bodensee / Von Dr. Karl Fuß

Zum Todestag der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff

In einer jener großartigen Strophen der Droste, in denen sich unheimlich exakte Naturbeobachtung mit künstlerischer Darstellungskraft verbindet, ist die Rede von

„... einer Wildnis, wo der Tag
nur halb die schweren Wimpern lichtet."

Man ist versucht, dieses schöne und kühne Bild auf die Dichterin selbst anzuwenden. Es wäre damit etwas ähnliches angedeutet wie es Ricarda Huch als Herausgeberin von Annettes Werken tut, wenn sie von ihrer „vulkanischen Natur" spricht. Eben dieses Elementarische in ihr machte ja das körperlich zarte, zeitlebens kränkliche Edelfräulein zur Dichterin, der das volle Register aller Sprach- und Herzenstöne zu Gebote stand und der ein Späterer, edelbürtig und kunstbesessen wie sie, Detlev von Liliencron, mit den Worten huldigte: „Annette von Droste, o du mächtiges, lebensstarkes Frauenzimmer! Ständest du vor mir, fiel' ich aufs Knie und küßte überströmend dir die Hände und dankte dir für dein großes, gütiges, liebeschweres, edles, geheimnisvolles Herz!"

Annette von Droste-Hülshoff ist Westfälin. Das sollte Ausgangspunkt jeder Würdigung sein. Man muß einmal durchs Münsterland gewandert sein, man muß diesen wortkargen, fleißigen, frommen, oft mit dem „zweiten Gesicht" begabten westfälischen Menschenschlag kennen, um Annettes und ihrer Kunst Wesenskern zu verstehen: die inbrünstige Liebe zu diesem nicht großartigen, aber herb-anmutigen Bauern- und Edelherrenland. Dem steht nicht entgegen, daß sie den größeren Teil ihrer letzten Lebensjahre in einer ganz anders gearteten Landschaft verbrachte und aus ihr nicht minder starke Impulse für ihre Dichtung empfing: am Gestade des lieblichen Bodensees nämlich, in Meersburg, wo sie auch ihre letzte Ruhestätte gefunden hat. Nicht nur, daß sie eben hier, in der Erinnerung an die nie vergessene nördliche Heimat ihre schönsten, ihre „westfälischen" Verse schrieb — wir dürfen wohl auch eine gewisse Wahlverwandtschaft ihrer spannungsreichen Natur mit dieser Landschaft annehmen, sonst hätte ihre Dichtung nicht auch aus ihr heraus so glanzvolle Töne gefunden.

Selbst elementarische Naturliebe und -verbundenheit schafft noch keine große Kunst — Eros muß die Fackel ins Herz werfen! Freilich: die Droste bietet dem Psychologen in diesem Punkte schwer erschließbare Seiten. Ein heftiges Jugenderlebnis, welches das scheue und doch glühende Mädchen zwischen zwei Männer stellte, erweckte nicht etwa den Quell der Lyrik bei ihr, sondern macht ihre stolze Seele auf lange Zeit verstummen. Erst die Begegnung mit dem um 18 Jahre jüngeren Levin Schücking Ende der dreißiger Jahre (des Jahrhunderts und ihres Lebens!) entzündet den Funken der großen, der schöpferischen Leidenschaft in ihrem einsamen, liebeshungrigen Herzen und die Glut ihrer Dichtung. Es ist billig, über das Mutter-und-Sohn-spielen eines alternden Mädchens und eines jungen selbstgefälligen und ehrgeizigen Literaten zu spötteln, und es ist auch genügend geschehen. Takt und Ehrfurcht vor dem Genius einer Annette Droste gebieten Schweigen. Begnügen wir uns mit der Tatsache, da wir der späten Leidenschaft, die sicherlich mütterliche und liebende Gefühle in eins band, Strophen von erhabener Größe sowohl wie von echt weiblichem Charme dieser sonst oft so männlich anmutenden Seele verdanken. —

Zeitlebens lag sie in ritterlichem Streite mit Gott, diese Stolze und Demütige zugleich. Als reife Frau führte sie das in den Jungmädchenjahren begonnene „Geistliche Jahr" zu Ende, aber nicht geruhiger, nein, leidenschaftlicher denn je rang sie nun um letzte religiöse Erkenntnisse — bis an den Rand des Wahnsinns hat sie diese verzehrende Glut geführt. Es war, ihr vielleicht selber unbewußt, im Grunde der gleiche Kampf, den sie auf einer anderen Ebene mit den dämonischen, den chthonischen Mächten der Natur der Zeit ihres Lebens durchfocht. Auch in ihrer berühmten einzigen Novelle, der „Judenbuche" klingt das religiöse Motiv durch: der Sieg der göttlichen Gerechtigkeit.

Wir verehren an dieser Norne, die als Annette von Droste-Hülshoff durchs Leben ging das „kühne Herz", das sie sich selbst zuschrieb, nicht minder aber den hohen Geist und den Adel einer wahrhaft großen und lauteren Seele.

Brezeln gefällig? / Von H. A. Berger

Brezeln und Brezeln sind zweierlei. Und doch gehen sie alle auf eine gemeinsame Stammutter zurück, deren Wiege — wie könnte es anders sein? — im Paradies der Teigwaren stand. Geographisch gesprochen also in Süddeutschland, dem historischen Erzeugergebiet aller barocken Schnörkelkunst, davon ja auch die Brezel ein Produkt, obschon vergleichsweise ein recht simples, ist. Es muß kein schlechtes Blut gewesen sein, das in den Adern jener fast sagenhaften Ahnfrau floß, denn ungeachtet, ja geradezu im Gegensatz zu ihrer teigigen Körperlichkeit verfügen ihre Abkömmlinge bis zum heutigen Tag über eine zähe, vielfach sogar knochenharte Lebenskraft.

Man beachte auch hier die feinen Unterschiede, die sich innerhalb der süddeutschen Stammlande der Brezel aus den klimatischen Uebergängen von einem zum anderen Himmelsstrich ergeben Es sind die gleichen wie zwischen den Menschen. Oder wo wäre der Gourmand unter den Brezelessern, der nicht den deftigen, zwischen Härte und Nachgiebigkeit schwankenden Pfälzer Charakter feststellte, wenn er die Zähne in das kernige Rippenstück etwa der Speyerer oder Heidelberger Laugenbrezel schlägt? Und wer spürte nicht bei der nußknackerhaften Bemühung mit den winzigen Freiburger Salz- oder „Baaderbrezeln" die alemannisch-dickschädligen Wesenszüge heraus? Aber wie grundverschieden von der einen wie von der anderen Sorte sind erst die Wiener oder unter dem geläufigeren Sammelbegriff der „Karlsbader" bekannten Brezeln? Zuckersüß und wie Butter auf der Zunge vergehend ißt man mit dem Produkt aus Mürbe- oder Blätterteig gleichsam den vielgerühmten Wiener Charme in sich hinein. Das schicklichste Getränk dazu ein Täßchen Schokolade, indes die gemeine Laugen- oder Salzbrezel nach einem zünftigen Glas Bier verlangt.

Auch in den Hungerjahren der Kriegs- und Nachkriegszeit hat man die Innungsfahne der Brezelbäcker keineswegs in die Ecke gestellt. Und heute flattert das seit Hans Sachsens Zeiten geweihte Panier erst recht wieder fröhlich im Winde. Wieviel Trost bei aller leiblichen Not ging doch allein vom Anblick der Bäckerläden aus! Damals entdeckte ich in der Karlsruher Bahnhofshalle ein wahres Knusperhäuschen von Brezeln, zum mindesten waren die Innenwände ringsum mit Riesenkränzen der begehrten Ware behangen. Und die Hänsels und Gretels, ob jung oder alt, umstanden es wie im Märchen mit verlangenden Augen oder knabbernden Zähnen. Denn dies ist ja der Vorzug der Brezel vor anderem Gebäck, daß sie in ihrer schmackhaften Zubereitung nicht erst des Aufstrichs bedarf. Wen trotzdem das Gelüste danach kitzelte, der mußte in Gottes Namen nach Davidis' alt- und neubewährtem Rezept verfahren: „Man nehme, so man hat.. " Weil wir's heute wieder haben, nehme man also eine Scheibe honiggelber Butter, zerlege die Brezel zu einem anatomisch genauen Querschnitt, bestreiche die beiden Oberflächen nicht zu dick und nicht zu dünn und führe sich das Resultat zusammengeklappt mit geschlossenen Augen zu Gemüt.

Sind in dem Bild einer Familie die Laugen- oder Salzbrezeln die Mütter und die Karlsbader aus süßem Mürbeteig die allerliebsten Kinder, so ragt aus ihrer Mitte die Neujahrsbrezel als die Großmutter ihres Geschlechts hervor. Außer ihrem Alter schon wegen der Größe und Einmaligkeit, womit sie im feierlichsten Augenblick des Jahres immer neu geboren wird. Zermürbt zwar und gebrechlich, aber weichen Herzens und gebräunten Gesichts, und gerade darum „zum Anbeißen".

Karlsruhe und Mannheim / Eine alte Rivalität

So wie in größerem Rahmen die Landschaften, haben auch einzelne Städte ihr eigenes, vom Charakter ihrer Bewohner geprägtes Gesicht. Einer ganzen Reihe von Großstädten möchte man sogar ein bestimmtes Geschlecht zuschreiben, wonach es nicht schwer fiele, Berlin und Stuttgart etwa als „männlich", München und Freiburg dagegen als „weiblich" anzusprechen. Zu derartigen Klassifizierungen gelangt indessen der Einheimische weit seltener als der vielgereiste Fremde, der über genügend Vergleichsmöglichkeiten verfügt und daher die rechte Witterung für das besitzt, was die Atmosphäre einer Stadt ausmacht.

Zu den wenigen Städten, die als eine Art Neutrum unter die Rubrik „sächlich" zu fallen hätte, ist zweifellos Karlsruhe zu rechnen. Aber Residenzen mittleren Formats müssen wohl so sein. In diesem Falle wenigstens erwies sich das ansässige Menschenreservoir, aus dem Generation um Generation die Beamtenschaft entnommen werden sollte, allmählich als unzureichend, so daß, nicht zuletzt zum Zwecke der Blutauffrischung, jenseits der höfischen Bannmeile, ja selbst der Landesgrenzen, die notwendige Ergänzung gesucht werden mußte. Das heißt, daß die innerhalb des kleinen Territoriums beheimateten Franken und Alemannen zur Gründung neuer Beamtenfamilien zusammentrafen. Auf solche Art der Gatten- und Beamtenwahl entstand mit der Zeit eine Stammesvermischung, die den Grund zu dem besagten zwitterhaften Neutrum legte. Daneben sorgte die landesväterliche Wachsamkeit dafür, daß vorlaute Aeußerungen eines noch nicht genügend assimilierten Temperaments unterbunden wurden, noch bevor der Staat einen Schaden erlitt. Von seinem Schloßfenster aus ließ der Landesfürst den sichernden Blick die schnurgeraden Straßen seiner Fächerstadt hinauf- und hinuntergehen, bis er vom Markgrafen zum Großherzog aufgestiegen, ohne Schädigung seines Ansehens es sich leisten konnte, Güte und Wohlwollen in einer Person zu sein.

Eine derartige milde, von rauchenden Schloten noch nicht durchsäuerte Luft reizte eher als anderswo zu einem erholsamen Nickerchen, selbst am hellichten Tage. Von dieser unwiderstehlichen Neigung blieben weder die Beamten, wenn sie sich unbeobachtet wußten, noch die einsamen Wachtposten vor dem Schlosse ausgenommen. Und die ehrsame Bürgerschaft verabsäumte ohnedies nicht, wohltuende Pausen zwischen ihren Geschäften einzulegen. Die Blickrichtung auf das Schloß änderte sich auch dann nicht, als eine wachsende Zahl Neuzugezogener sich als schlichte Bürger und Handwerker niederließen. Denn alsbald erlagen auch sie der Illusion, das Raunen des Weltgeschehens hier vernehmlicher als anderswo zu spüren. Deutlicher jedenfalls als auf dem Lande, woher sie kamen, deutlicher vor allem als in der ungebärdig sich regenden Industriestadt Mannheim. Aber gerade sie, die dank ihrer begünstigten Lage an Rhein und Neckar so viel rührigere Stadt, sollte sich als ein gefährlicher Rivale erweisen.

Nicht lange, so stritten sich die beiden ungleichen Städte mit der Erbitterung feindlicher Brüder um die führende Stellung im Lande. Mußte es sich Karlsruhe gefallen lassen, als steif und vornehm verschrien zu werden, so schnellte auf den neureichen Emporkömmling wie ein Bumerang der Vorwurf zurück, eine qualmende Fabrikstadt mit aufdringlich robusten Umgangsformen zu sein. Und wären die solcherart verrufenen Industrie- und Handelsherren hin und wieder genötigt gewesen, mit den ihrerseits als ein notwendiges Uebel betrachteten Regierungsstellen zu verhandeln, so hätten keine zehn Pferde sie hingezogen. Weil aber umgekehrt ein ähnlicher Grund für die Karlsruher entfiel, so war die mit dem Anspruch, die wahre Metropole zu sein, auftretende Stadt für sie nur ein lästiger Fleck auf der Landkarte. Daher kommt es daß man ehedem einen Karlsruher wohl nach den intimen Schönheiten von München oder Paris, nicht aber nach Lage und Aussehen des Mannheimer Hauptbahnhofs befragen konnte. Denn das hätte geheißen, die Reisekosten für eine 60-km-Fahrt der Eisenbahn in den Rachen zu werfen. Bezüglich der neuerdings erwogenen Grenzziehung „Hie Altbaden — hie Südweststaat" darf man aber das eine wohl erwarten, daß der Transitverkehr ohne Paßschwierigkeiten vonstatten geht!

Freudenstadt macht seinem Namen neue Ehre

Als um die Wende vom sechzehnten ins siebzehnte Jahrhundert der Herzog Friedrich I. auf der Ostflanke des ins Schwäbische sich verlierenden Schwarzwaldes die „hochgebaute Stadt" gründete, die heute Freudenstadt heißt, wurde die Siedlung nach ihrem Schöpfer zunächst Friedrichstadt genannt. Dieses Friedrichstadt schien unter einem glücklichen Stern geboren zu sein. Vermochte es doch von Anfang an erfreulich kräftig sich zu entwickeln. Was hätte da näher gelegen, als der Freude, von der sich die Bürgerschaft des jungen Gemeinwesens erfüllen ließ, auch in seinem Namen Zeugnis abzulegen. So wurde aus Friedrichstadt eine Freudenstadt. Freilich, bald genug wendeten sich die Dinge. Der Dreißigjährige Krieg stieg herauf. Und er trug seine Schrecken auch auf den Schwarzwald.

Zittergras

Kind verspielter, heiterer Schöpferlust,
Bist du des Zaubers dir bewußt,
Der dich zum Phänomen erhebt,
Als das des Menschen Auge dich erlebt?
Wie ihm auch sei! Im selig holden Reich
Der Gräser kommt dir keines gleich
An Liebreiz, wie an anmutvoller Süße,
Du Götterkind verträumter Hügelwiese.

Balthasar Mooser

Aus der Freudenstadt wurde eine Leidensstadt. Mit der Kriegsfurie hielt dann auch noch die Pest ihren Einzug. Die apokalyptischen Reiter rasten über das Städtlein dahin.

Auch in den kriegerischen Zeitläuften des späteren siebzehnten Jahrhunderts und während der Feldzüge der napoleonischen Aera mußte Freudenstadt manch harte Prüfung bestehen. Immer wieder aber verstand man sich darauf, Wunden zu heilen, Ruinen neues Leben zu entlocken.

Schon schien es zu Ende des grausamsten aller Kriege, des Zweiten Weltkrieges, als lasse sich wenigstens noch das eine oder andere der schönen Häuser im Stadtkern Freudenstadts retten, als durch eine Verkettung unseligster Umstände der prachtvolle Marktplatz mit seinen berühmten Laubengängen in Schutt zerfiel...

Wieder einmal hat sich die Freudenstadt in eine Leidensstadt verwandeln lassen müssen. Und welch grauenhaftes Ausmaß hatten diesesmal die Zerstörungen angenommen! Es erscheint durchaus glaubhaft, daß im Sommer vor sechs Jahren nur einige wenige Optimisten sich vorzustellen gewagt haben, aus Schutt und Asche könnte auch diesmal eine neue Stadt entstehen. Sie ist erstanden! Noch ist sie nicht vollständig wiederhergestellt.

Die Planung für den Neuaufbau sah sich vor sehr heikle und schwierige Aufgaben gestellt. Auf der einen Seite lag es nahe, die baulichen Traditionen der Vergangenheit nicht einfach zu negieren, sondern, wenngleich an die Gegenwart angeglichen, fortzuspinnen und auf der anderen Seite wollten doch begreiflicherweise alle Gesichtspunkte berücksichtigt sein, wie sie für das Bauwesen der Gegenwart Geltung fordern. Der Mitarbeiter des „Offenburger Tageblatts" hatte vor kurzem Gelegenheit unter sachkundiger Führung das wiedererstandene Freudenstadt zu durchwandern und gründlich zu betrachten. Er gewann dabei den Eindruck, daß, was geleistet ward, als Ausfluß ebenso heimatbedingten, wie fortschrittlichen baulichen Denkens angesehen werden kann und muß. Freilich, mancher romantische Zug mußte geopfert werden. Dafür ist die Gesamtgestaltung straffer und wuchtiger geworden, und löscht keineswegs etwa die Erinnerungen an das Zerstörte aus. Vor allem hat man die Arkaden beibehalten. Die prachtvolle Kirche von Schickhardt mit ihren beiden charakteristischen Türmen und den zwei rechtwinklig aufeinanderstoßenden Schiffen ist neu erstanden. Auch in ihr ist vieles von der alten Ausschmückung nicht mehr zu schaffen gewesen, aber der Grundcharakter des Baues blieb gewahrt. Und schon auch hat das so behaglich anmutende Gotteshaus eine neue Orgel erhalten. Glücklicherweise waren die Kunstschätze, so das Kruzifix aus dem fünfzehnten Jahrhundert, das frühromanische Lesepult mit den vier Aposteln und der wuchtige Taufstein aus dem elften Jahrhundert in gutem Gewahrsam. Man kann sie nun in der Kirche wieder bewundern.

Die Wiederaufbauwoche vom 2. bis 14. Juni wird Gelegenheit geben, sich ein Bild von den großartigen Leistungen zu machen, die Freudenstadt während der letzten drei Jahre vollbracht hat. Man kann zu diesen Leistungen die „hochgebaute Stadt" nur beglückwünschen. Sie hat erneut ihrem Namen alle Ehre gemacht.

Linus Kintzinger

Bund „Heimat und Volksleben"

Im Laufe der nächsten Zeit nimmt der Bund „Heimat und Volksleben" an verschiedenen Festlichkeiten teil. Am 26. und 27. Mai besuchen Schweizer Trachten aus Langenthal den Schwarzwald. Sie treffen Samstag morgens in Waldshut ein. In Freiburg werden sie vom Staatspräsidenten Wohleb empfangen. Abends treffen sie sich mit Kinzigtäler Trachtenleuten in Wolfach. Tags darauf werden sie mit Elztälern in Waldkirch zusammensitzen und uns mit Tänzen und Liedern erfreuen. Auf dem großen Miliz- und Trachtenfest in Villingen am 23. und 24. Juni wird der Bund ebenfalls vertreten sein. Als eigene Veranstaltung steigt am 11. und 12. August der alemannische Heimattag in Radolfzell. Ueberal wächst die Liebe zur Tracht und mit Stolz kann der Bund auf seine Erfolge blicken.

K.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg